— Ein —

Kind des Meeres.

Roman von **Wilma Lindhe.**

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Laura Fehr.

(5. Fortsetzung.)

„Bist Du aber groß und schön geworden und derselbe flinke Bursche, wie ich mir denke!“ Die Augen des Patrons leuchteten vor Zärtlichkeit. „Tretet näher, tretet doch nur näher!“ Sie hatten bis dahin in der Thür gestanden.

„Habe die Güte, mich dieser jungen Dame vorzustellen!“ bat John.

„Kennst Du die nicht — Andra.“

„Frau Andra — ist's so richtig?“

„Stälsköld, bewahre! das gehört natürlich dazu — im übrigen ist sie mein Augapfel und mein Herzblatt. Jetzt aber setze Dich zu mir; es ist ein wenig unordentlich hier, das mußt Du aber entschuldigen.“

Er fing an, die Bücher und den Plunder wegzuräumen und Platz auf dem Sopha zu machen. Dann eilte er in's Schlafzimmer, entledigte sich des Schlafrockes und erschien wieder in voller „Toilette“.

„Nein, bleib Kleine!“ sagte er zu Oleandra gewandt; „Du mußt John kennen lernen, denn der gefällt mir; er ist ein Bursche von echtem Schrot und Korn und ich weiß, Du verstehst Dich auf Seemannsgeschichten — Du wirst nun schon einige mit anhören müssen.“

Die Sonne sank immer tiefer; eine liebliche Stille lagerte über der Gegend, die Kühe brüllten im Meierhof, wo das Melken vor sich ging, und die Arbeiter kehrten mit den leeren Eßkobern heim.

Aus dem Zimmer des Patrons tönten laute Stimmen und durch die geöffneten Fenster zogen dichte Tabakswolken. Oleandra saß noch immer da mit glühenden Wangen und strahlenden Augen, sie hatte Ort und Zeit vergessen. Es waren nur wenige Stunden gewesen und ihr war zu Muthe, als ob sie etwas erlebt habe, ja, als seien diese Stunden inhaltreicher gewesen, als ihr ganzes verflossenes Leben.

Die Glocke, die eine Viertelstunde vor dem Abendessen zu ertönen pflegte, weckte sie, und entsetzt erhob sie sich. Sie hatte ihr Kind vergessen, wie alles Andere, nur um einen Fremden — einen völlig Fremden anzuhören und anzusehen.

Gewissensbisse und Zorn bemächtigten sich ihrer, sie zürnte sich selber, am meisten aber ihm; doch als sie ihn dastehen sah, hochgewachsen und stark, mit einem warmen Lächeln auf den Lippen und einem fröhlichen, treuen Ausdruck in den Augen, senkte sie das Haupt und verließ schnell das Zimmer.

Sie eilte über den Hof in ihr Schlafzimmer — die Kleine war bereits zu Bett gebracht; sie warf sich neben der Wiege auf die Kniee, drückte ihr Kind leidenschaftlich an sich und küßte es einmal über's andere.

„Wer war beim Onkel?“ fragte Mauritz, der vor dem Spiegel stand, die Haarbürste in der Hand.

„Ein Herr, ein Verwandter von ihm, ein Schiffskapitän, glaube ich,“ erwiderte sie mühsam. Sie begriff selbst nicht, warum diese Worte ihr so große Anstrengung kosteten oder warum ihr Herz klopfte, als wolle es zerspringen.

„Und Du konntest diese ganze Zeit bei zwei alten Grogtrinkern sitzen — Dein Geschmack ist wirklich höchst wunderbar.“

Sie schwieg.

Er dachte an ihre niedere Herkunft, es gab immer noch so viel, was an dieselbe erinnerte.

„Bist Du fertig, es ist gleich sechs Uhr?“ sagte er ein wenig ungeduldig.

„Ich gehe nicht zum Essen hinunter.“

„Gehst nicht hinunter, — weißt Du denn nicht, daß es junge Hühner und Artischocken giebt?“

Sie machte eine verächtliche Bewegung. „Du weißt, daß ich nach dergleichen nicht frage — geh' Du.“

Er ging, über die Launenhaftigkeit leise vor sich hinfluchend, hinaus.

Sie kniete neben der Wiege, sie plauderte und schwatzte mit dem Kinde, sie küßte und liebkoste es — aber wie sie sich auch anstellen mochte, sie sah immer einen hohen, kräftigen Mann mit röthlichem Bart, weißen Zähnen, treuen blauen Augen und einem sonnigen Lächeln auf den Lippen auf sich zukommen, wie vorhin, als sie im Sonnenschein an der Gartenmauer gestanden.

Sie sah, wie er den Hut lüftete, sah den weißen Streifen an der Stirn, den die Sonne verschont, sah das wettergebräunte, von der Sonne verbrannte — nicht schöne — nein, nicht schöne — aber gute, fröhliche Gesicht.

Sie hielt immer noch die Lindenblüthen in der Hand, die er ihr geschenkt; schnell drückte sie einen Kuß auf dieselben — warf sie dann zum Fenster hinaus, als habe sie sich an ihnen verbrannt.

Thea schlief, aber die Mutter kniete wieder neben der Wiege und weinte leise, mit verhaltenem Schluchzen, aber heiß und bitterlich.

Während sie so dalag, zog ihr verflossenes Leben langsam an ihrem inneren Auge vorüber. Die „Wohlthat“, die man ihr erwiesen, hatte sich in Leiden und grausames Unrecht verwandelt, denn sie war nicht für dieses gebundene und unnütze Leben geschaffen und konnte es nicht weiterführen, ohne dabei zu Grunde zu gehen. Als sie in dem verräucherten Zimmer saß und John vom Meer und dem freien, ungebundenen Leben auf demselben erzählen hörte, war es ihr, als sei sie aus der dumpfen, trägen Stille in eine frische Brise bei vollen Segeln hineingekommen, und die eingebildete gleichgiltige Gefühllosigkeit, in die sie sich wie in ein schützendes Gewand einzuhüllen gesucht hatte, zerriß mit einem Mal, wie der Nebel vor dem Winde.

„Warum erzähltest Du mir nicht, daß er jung sei und gut aussehe,“ sagte Mauritz, als er eintrat — sie hatte sich schon zur Ruhe begeben

„Weil ich es nicht fand,“ erwiderte sie gereizt.

„Nun ja, Du hast Deinen eigenen Geschmack; übrigens ein selten netter Mensch, der mehr weiß, als die meisten.“

„Ich bin müde,“ entgegnete sie nur

Am folgenden Morgen war sie früh wach und doch hatte sie nicht viel geschlafen — sie, die sonst immer die Nächte hindurch schlief.

Sie eilte über den Hof an die Steinmauer, wo sie tagszuvor gestanden — sie empfand eine brennende Sehnsucht darnach, das Geschehene in der Erinnerung noch einmal zu durchleben.

„Ist das der Lieblingsplatz?“ fragte eine klangvolle Stimme dicht neben ihr.

Sie war in ihren Gedanken so vertieft gewesen, daß sie ihn nicht hatte kommen sehen und stieß einen leisen Schrei aus, als sei sie über etwas Unrechtes ertappt worden.

Würde er errathen können, daß sie an ihn gedacht?

Diese Frage schoß ihr mit Blitzesschnelle durch den Sinn, ihr das Blut in die Wangen treibend.

„Ich glaubte, wir Seeleute seien es allein, die Morgens nicht schlafen könnten. Es war eine angenehme Ueberraschung, Sie hier zu treffen,“ fuhr er fort.

In Wirklichkeit hatte er sie von der Besuchsstube im Vordergiebel aus gesehen und war ihr gefolgt.

Vom ersten Augenblick an hatte sie sein Interesse gefesselt. „So muß unsere Stammmutter Eva ausgesehen haben,“ dachte er; „sie ist der Typus eines kerngesunden Menschen.“

Immer noch stand sie an die Gartenmauer gelehnt, die Augen hatten einen träumerischen, gleichsam verschleierten Ausdruck. Den Hut hielt sie in der Hand und die eng anliegende Trikottaille, mit dem schmalen weißen Leinwandkragen am Hals, ließ so recht ihren üppigen, formvollendeten Wuchs zur Geltung kommen.

„Sie haben sich gewiß nicht — wenigstens nicht für längere Zeit — in einer Stadt aufgehalten,“ sagte er, während sie langsam weitergingen.

„Ich war niemals dort.“

„Das konnte ich mir denken.“

„Wieso?“

„Die städtischen Damen sehen anders aus — es ist dies keine Unhöflichkeit — im Gegentheil,“ fügte er hinzu, als er einen mißmuthigen Zug um ihren Mund gewahrte.

Er hatte noch niemals ein Gesicht mit so wechselndem Ausdruck gesehen.

„Ein rechtes Naturkind, jeglicher Verstellung völlig fremd“, dachte er.

Sie setzten ihren Weg unter dem Laubdach fort.

„Gehen Sie oft so allein aus?“ fragte er.

„Ich entferne mich selten vom Gut.“

„Sie nicht? — dann habe ich mich in Ihnen geirrt.“

„Sprechen Sie nicht von mir — sprechen Sie von sich selber!“ sagte sie heftig, während ihre Stimme zugleich bittend klang.

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte er und begann von seiner Heimath, seiner Mutter zu erzählen, die er so innig geliebt, aber schon frühzeitig verloren hatte, von seinen Schuljahren und seinen Reisen.

Sie lauschte mit ganzer Seele seinen Worten, wie einer lieblichen Musik, während die Märchenwelt von ehemals wieder vor ihr auftauchte, und zur Wirklichkeit wurde.

„Wie heißt Ihr Schiff?“

„Aurora.“

„Ist es eine Brigg?“

„Nein, ein Dreimaster.“

„Wie lange werden Sie hier bleiben?“

„Noch ein paar Tage.“

„Ein paar Tage nur — Gott sei gedankt!“ dachte sie. „Aber dann kann ich es auch wagen, während dieser kurzen Zeit glücklich zu sein.“

„Der Mensch weiß doch wahrhaftig wenig,“ fuhr er nach minutelangem Schweigen fort; „es war ein bloßer Einfall von mir, den Onkel zu begrüßen, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, — ich erwartete mir wahrlich wenig Vergnügen, und nun treffe ich Sie. Das Merkwürdigste ist, daß es mir vorkommt, als hätte ich Sie immer gekannt.“ Er schwieg, als fürchtete er, zu viel gesagt zu haben und war doch gleichzeitig bereit, seine geheimsten Gedanken zu beichten.

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander, sie mit niedergeschlagenen Augen, er sie verstohlen betrachtend.

War sie glücklich? Was wohnte hinter diesen Augen, die mitunter feurig und seelenvoll blickten? Er mußte die Geschichte ihres Lebens erfahren, aber nicht jetzt — später.

„Waren Sie schon auf dem Meere?“

„Ich bin da geboren.“ Ihr Gesicht erhellte sich, wie von wärmender Glüth.

„Lieben Sie das Meer?“

Keine Erwiderung in Worten kam über ihre Lippen, aber sie schlug ihre feuchtschimmernden Augen zu ihm auf, und er begriff, daß er selbst nicht einmal es so liebe.

„Mein Segelboot liegt bei Kielen. Wollen Sie segeln — morgen zum Beispiel?“

„Ja!“ Es blitzte in ihren Augen auf. „Wenn Mauritz will,“ fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Richtig, Sie müssen Ihren Mann fragen — ich kann mir das denken. Segelt er gern?“

„Er behauptet es!“

Sie hatten Kehrt gemacht und näherten sich dem Gut. „Adieu,“ sagte sie plötzlich und eilte voraus; es war ihr mit einem Mal, als dürfte Niemand sie beisammen sehen.

Die Gnädige hatte in den letzten Jahren an Korpulenz bedeutend zugenommen, litt außerdem an Asthma und saß gewöhnlich still auf ihrem Stuhl. Selbst die Spaziergänge nach dem Hinterhof waren ihr nachgerade zur Anstrengung geworden.

Oleandra sah es als ihre Pflicht an, ein paar der Vormittagsstunden bei ihr zu verbringen, um bei der Stickerei zu helfen, mit der es jetzt hoffnungslos langsam vorwärts ging, oder ihr vorzulesen. Mauritz spielte nach dem Kaffee „Grabuge“ mit ihr, nach dem Abendessen wurde der Whisttisch zurecht gerückt und sie fühlte sich in ihrer kleinen Welt zufrieden und glücklich.

Ein Besuch war immer willkommen, es war eine Abwechslung oder gab dazu Anlaß, ein Festmahl zu arrangiren. Einige der nächsten Nachbarn wurden dann gewöhnlich dazu geladen. Diesmal waren es Ellen und ihre Mutter — Herr Bergmann, der Vater, war wie gewöhnlich auf einer seiner Geschäftsreisen abwesend, die niemals zu etwas führten, sondern nur noch mehr Geld kosteten.

Oleandra hatte sich geschmückt, und zwar nach bestem Vermögen.

Sie wußte, daß maite oder dunkle Farben ihr am besten standen und hatte ein schwarzseidenes Kleid gewählt, das eng ihren runden Arm und ihre herrliche Büste umschloß. Eine weiße Lilie aus dem Garten hatte sie in's dunkle Haar gesteckt.

„Es ist erfreulich, Dich einmal wieder fein gekleidet zu sehen; Du hast in letzter Zeit nicht viel Sinn dafür gehabt,“ sagte Mauritz, der sie unbemerkt beobachtet hatte, während sie ungeduldig ihr widerspenstiges Haar glättete, um es so zu arrangiren, wie sie es wollte.

„Findest Du, daß ich so gut aussehe?“ fragte sie eifrig.

„Ich kann in Wahrheit stolz auf Dich sein, Du bist schön wie der junge Tag,“ sagte er, sich verbeugend und einen Kuß auf ihren Hals, dicht unterhalb das Ohr drückend.

„Laß das!“ rief sie zornig, und noch lange nachher meinte sie, der Kuß müsse wie ein brennendes Feuermal Allen sichtbar sein.

Die Stimmung bei Tisch war animirt, es gab viele Gerichte und noch mehr Weinsorten. Oleandra genoß niemals geistige Getränke, und nichts verabscheute sie mehr, als das Laster der Trunkenheit.

Mauritz leerte ein Glas nach dem andern und redete in halbem Flüsterton auf Ellen ein, die seine Tischnachbarin war und mit sichtbarer Verlegenheit und Angst seinen Worten lauschte.

John trank nur ganz wenig, Oleandra saß ihm gegenüber und er konnte nicht umhin, sie mitunter anzusehen; aber seine Blicke hafteten doch am meisten auf Ellen, wie sie in ihrem hellgrauen Kleide mit niedergeschlagenen Augen dasaß, während die Farbe auf ihren Wangen kam und ging, wie wechselnde Schatten.

Er bemerkte auch die unruhigen Blicke, mit denen Frau Bergmann ihre Tochter betrachtete, und die fruchtlosen Anstrengungen, die sie machte, die Beiden in die allgemeine Unterhaltung mit hineinzuziehen.

Ob wohl Andra etwas von diesem Allen bemerkte? Ihre Augen waren eben jetzt auf den Gatten gerichtet und ein spöttisches Lächeln spielte um die fest geschlossenen Lippen. Es war also eine alte Geschichte!

Er wurde schweigsam und zerstreut.

Am Abend wurde musicirt. Es war Oleandra, die darum bat. Sie war des Sprechens so müde — es mußte eine wahre Erquickung sein, die Gedanken ruhen zu lassen.

„Singen Sie nicht, Frau Andra?“ fragte John.

„Nein.“

„Nicht? das ist merkwürdig!

„Wieso?“

„Weil jedes Ihrer Worte Musik ist.“

„Sie hat eine bessere Stimme als wir,“ sagte Mauritz, der eben hinzutrat.

„Aber ich habe nichts gelernt, ich kann nichts — man hat schlecht an mir gehandelt.“

Sie fühlte sich so reizbar und nervös, daß sie nichts ertrug, und während das eine Lied das andere ablöste, stahl sie sich in ein Kabinet nebenan. Portieren verdeckten die Thür, sie würde Ruhe haben.

Niemals hatte sie eine so unsagbare Angst empfunden, wie gerade jetzt. Was war denn geschehen? Nichts — nur daß etwas an sie herangetreten war, dem gegenüber sie sich hülflos und schwach fühlte, wie ein Kind.

Die Musik schlug gedämpft an ihr Ohr, sie vermochte nicht die Worte zu unterscheiden, aber die Melodieen waren so unendlich weich.

Sie ließ sich auf ein Sopha sinken, stützte den Kopf auf die Lehne desselben und weinte — ihre linke Hand hing schlaff herab.

John, der sie lange gesucht und endlich gefunden hatte, stand an der Thür, Alles um sich her in ihrem Anblick vergessend.

„Trauert sie so darüber, daß ihr ihr alberner Mann sie über eine kleine Zierpuppe vergißt, die nicht würdig ist, ihr die Schuhriemen aufzulösen — oder liegt sonst noch etwas vor?“ fragte er sich, während sein Blick voll Zärtlichkeit und Mitleid auf ihr ruhte.

Er hätte Alles darum gegeben, sie trösten, einen Kuß auf ihre Hand drücken zu dürfen, und einen Augenblick lang stand er im Begriff, dies zu thun, dann aber fiel sein Blick auf ihren Trauring und er ging still und unbemerkt hinaus, wie er gekommen.

„Ihre Freundin ist sehr liebenswürdig und niedlich,“ sagte er später am Abend.

„Ja, nicht wahr,“ erwiderte sie, „viel liebenswürdiger als ich, aber ich hatte Geld, verstehen Sie.“

Es gereute sie sogleich, aber die Worte waren gesagt, und er verstand die Bitterkeit, welche dieselben diktirt hatte.

Am folgenden Morgen wurde zeitiger als gewöhnlich gefrühstückt.

„Wie Aurora selbst sehen Sie aus, Frau Andra,“ sagte John, als sie sich auf der steinernen Treppe begegneten.

Der Name, den er ihr gab und dessen sich sonst Niemand ihr gegenüber bediente, berührte sie wie eine Liebkosung.

„Ich habe mir vorgenommen, heute den ganzen Tag glücklich — recht sehr glücklich zu sein,“ entgegnete sie und reichte ihm die Hand. „Finden Sie nicht, daß man das Recht hat, einen einzigen Tag seines Lebens froh zu sein?“

„Ihnen werden viele frohe Tage zu Theil werden, hoffe ich.“

„Lassen Sie mich vergessen, was die Zukunft bringt,“ sagte sie schnell und eilte hinaus.

Der Eßkober wurde untergebracht, das Gig und noch ein anderes Gefährt standen vor der Gitterpforte.

„Ich will nicht fahren, ich gehe zu Fuß nach Kielen,“ sagte sie entschieden.

„Gewiß nicht, Du mußt fahren,“ fiel Mauritz ein.

„Ich danke, nein; fahre Du den den Papa! Der Kapitän wird mich schon begleiten, und wenn wir nur einen kleinen Vorsprung haben, langen wir gleichzeitig mit Euch an.“

Mauritz war mißvergnügt, Andra, seine Frau, interessirte sich augenscheinlich für den Kapitän.

„Ich gehe auch,“ sagte er.

„Du! Bist Du je in Deinem Leben so weit gegangen? Du wirst jedenfalls nicht halb so schnell gehen können wie wir.“ Sie lachte, und ihr Lachen reizte ihn.

„Warum sollte sie nicht mit John gehen dürfen, wenn es ihr Vergnügen macht?“ fiel der Patron ein, der nichts begriff, als eben nur, daß Mauritz bei schlechter Laune sei, und es machte ihm Spaß, den jungen Mann, den er noch immer nicht leiden konnte, zu reizen. „Geh' Du nur, Kleine,“ fuhr er fort. „Mauritz fährt mich. — Oder wirst Du's vielleicht nicht thun, wie?“

Welch' frischer, herrlicher Morgen!

„Wie oft habe ich hier unter den Bäumen gelegen und dem Sausen des Windes gelauscht! Wie fühlte ich mich einsam und wie sehnte ich mich,“ sprach sie, mehr zu sich selbst, als zu ihm. „Man sollte sich eigentlich niemals sehnen, es kommt Alles zum Schluß — wenn man nur Geduld hat — und vielleicht wäre es am allerbesten, wenn es nicht käme.“

Ihre Stimme hatte etwas Klagendes, das ihn rührte.

Er hatte die ganze Welt durchreist und viel gesehen, aber niemals ihresgleichen, meinte er, niemals etwas so so Ursprüngliches und Gewinnendes. Sie war das schönste Weib, das er je geschaut, kräftig, groß und wohlgestaltet, und in dieser Hülle wohnte eine der Hingebung fähige, treue und keusche Kinderseele.

Er hatte einmal einen Vogel gesehen, der in vergeblichem Trachten nach Freiheit sich an den Stäben seines Käfigs verwundete — so erschien sie ihm.

Er suchte nach Worten. Was sollte er sagen? Er wußte nur, daß er sein Leben geben möchte, um sie glücklich zu sehen.

„Es wird eine flotte Segelfahrt werden,“ sagte sie, auf die Baumkronen deutend, durch die der Wind fuhr

„Um so besser!“

Sie gingen schnell und blickten hie und wieder zurück, der Wald lag hinter ihnen. Eine dürftig gekleidete Frau mit welkem, runzligem Gesicht kam auf sie zu, zwei schwere Körbe tragend, die an dem Joch befestigt waren.

„Wenn Sie wüßten, wie ich diese Frau beneide,“ sagte Oleandra hastig.

„Um Gottes Willen! hoffentlich ist das Ihr Ernst nicht?“

„Mein voller Ernst — sie legt sich jeden Abend müde zu Bett — mit dem Bewußtsein, etwas ausgerichtet zu haben.“

„Sie haben sicherlich keine Vorstellung davon, wie sich das Leben einer solchen armen Frau gestaltet.“

„Oh doch — meine arme Mutter mühte sich in derselben Weise. Alles ist besser, als den einen Tag nach dem andern in Unthätigkeit verrinnen zu lassen — sehen Sie mich an und sagen Sie mir, ob Sie nicht glauben, daß ich den Spaten, den Rechen oder das Ruder würde handhaben können, wenn es sein müßte?“

„Das glaube ich ganz entschieden, aber Sie haben gewiß das Ihrige zu besorgen.“

„Ach, es ist Alles so erbärmlich, so unnütz, was ich mir vornehme. Ich war nie zu einer feinen Dame bestimmt und kann es niemals werden. Zu dem, was ich thun kann, bin ich zu fein, und alles Andere kann ich halb.“

„Es giebt, glaube ich, keinen Menschen, der so recht zufrieden und glücklich wäre.“

„Vielleicht.“

„Gestern sprach ich von mir, erzählen Sie mir heute etwas von Ihnen!“ bat er; „wer weiß, wann wir je wieder mit einander werden reden können.“

Sie hatte keinen Gedanken, den sie ihm nicht zuvor in den langen Stunden der schlaflosen Nacht anvertraut hätte, und was sie damals gedacht, wurde jetzt in warme lebendige Worte gekleidet.

Es war, als werfe sie eine Last von sich, indem sie sich ihm anvertraute. Sie fühlte, daß er Alles verstehe — ihre Liebe, ihr Leid, ihre Verachtung. Und nun wußte er es endlich — daß sie schändlich betrogen worden sei, und daß sie ihren Gatten nicht liebe, — wußte, daß keine schirmende Wehr zwischen ihm und der Frau, die er liebe, stehe. Es war eine gefährliche Entdeckung — auch das fühlte er. Alles, was ihn zurückgehalten hatte, war jetzt hinfällig geworden. Die unerlaubten Wünsche drängten sich hervor und pochten auf ihr Recht.

Kein Wort kam über seine Lippen; der Kampf aber tobte um so furchtbarer in seinem Innern. Eben weil er glaubte, ein Wort werde genügen, um sie zu gewinnen, schwieg er.

„Ruhen wir einen Augenblick aus!“ bat sie und setzte sich auf einen Stein zur Seite des Wegs.

Sie waren nahe bei Kielen, der Wind war heftiger geworden und Staubwolken wirbelten dann und wann über den Weg.

Ihre Brust wogte. Was sie berichtet, hatte die Wunde aufgerissen, die sie vor sich selber und vor Andern zu verbergen sich bemüht hatte. Beide saßen schweigend da. Das ferne Rollen eines Wagens schlug an ihr Ohr.

„Sie kommen,“ sagte sie, „gehen wir!“

Als sie sich erhoben, begegneten sich ihre Hände zu einem langen, treuen Händedruck.

Sie standen sich gegenüber, einander in die Augen schauend, Alles um sich herum vergessend.

Das Rollen des Wagens ließ sich jetzt ganz in der Nähe vernehmen.

„Freunde können wir doch sein,“ sagte er, während sie mit hastigen Schritten weitereilten.

Der Patron und Mauritz fuhren im selben Augenblick an ihnen vorüber, und letzterer grüßte in einer beleidigenden, halb verächtlichen Weise, die Oleandra reizte.

„Er wagte es, eifersüchtig zu sein,“ dachte sie.

„Ja,“ sagte sie als Antwort auf Johns Worte, „seien wir Freunde, wir wollen an einander denken — oft — immer — wenn wir getrennt sind — versprechen Sie mir das!“

Ein neuer Händedruck besiegelte die Worte, und die kleine Strecke, die noch übrig war, ehe man sie von Kielen aus sehen konnte, gingen sie Hand in Hand schweigend neben einander, als fürchteten sie durch einen Athemzug das wonnige Gefühl zu verscheuchen, das sie durchbebte.

Welche harte, starke Hand hatte er doch — welche Arbeitshand — sie dachte daran, wie es sein würde, von solcher Hand geleitet zu werden — dann ließ sie dieselbe plötzlich los — sie wollte keine Vergleiche anstellen.

„Und jetzt wollen wir fröhlich sein, als sei es unser letzter Tag,“ sagte sie, als sie bei der Brücke angekommen waren. —

„Es weht, wäre es nicht am besten, zu reffen?“ fragte Petrus, der schon im Boot war.

„Ist nicht nöthig, wir haben Seeleute an Bord,“ erwiderte Oleandra, indem sie in's Boot hüpfte.

„Ich glaube, ich bleibe daheim,“ sagte Ellen schüchtern; sie stand in ihren Regenmantel gehüllt da, ungewiß, ob sie es wage, mitzugehen oder nicht. „Petrus, glauben Sie, daß das Boot sich auf die Seite legen wird?“

„Ja, Fräulein, das wird es mehr als einmal thun.“

„Du möchtest wohl auch daheim bleiben, Mauritz?“ sagte Oleandra.

„Ich? gewiß nicht!“ Mit einem Sprung war er im Boot.

Die Segel blähten sich. Ellen blieb daheim. Mauritz biß sich auf die Lippen — wenn sie doch wenigstens mit gewesen wäre! — die Wellen hatten hier schon weiße Kämme — wie würde es erst draußen werden?

John saß am Steuerruder.

„Wer zu seinen Füßen sitzen dürfte!“ dachte Oleandra; sie wünschte es so brennend, daß sie sich auf der Ruderbank ihm gegenüber kaum ruhig zu halten vermochte.

„Darf ich auch einmal das Steuer führen?“ sagte sie und setzte sich neben ihn.

„Können Sie das, Frau Andra?“

„Sie werden ja sehen!“

Hier war etwas, das sie konnte, und sie war stolz, es ihm zeigen zu dürfen.

„Du hältst nicht genug von der Klippe ab!“ rief Mauritz ängstlich.

„Ich verstehe mich darauf,“ entgegnete sie kurz.

Als sie das Boot wieder wendete, hielt sie noch näher hinan, so daß er die größte Angst ausstand, das Boot könne an der Klippe zerschellen, aber eine einzige Wendung und es war wieder draußen, wie ein riesiger Vogel dahinschießend. Die Seeseite lag mit der Wasserfläche in gleicher Linie und mitunter spritzte ihr das Wasser in's Gesicht — da lachte sie, Mauritz aber wurde leichenblaß.

Der Patron war in die Kabuse hinuntergegangen, er genoß die See in seiner Weise — lautes Schnarchen verkündete dann und wann, womit er sich beschäftigte. Mauritz wäre am liebsten seinem Beispiel gefolgt, wollte aber nicht die Beiden allein lassen, denn Petrus und die Bootsleute brachte er nicht in Rechnung.

Oleandra fühlte sich so frei und glücklich, als wäre sie eine der Seeschwalben gewesen, die im Sonnenlicht über ihrem Haupte kreisten.

Es machte ihr Spaß, John erkennen zu lassen, wie sehr sie in den technischen Ausdrücken des Seewesens bewandert sei und dann examinirten sie einander unter lustigem Lachen.

Petrus mischte sich in die Unterhaltung und Mauritz fühlte sich völlig überflüssig.

„Du siehst Dich nicht vor, Du bist von der interessanten Gesellschaft des Kapitäns zu sehr in Anspruch genommen,“ sagte er mit schlecht verhehltem Zorn einmal, als sie nicht vor einer See abfiel, sondern dieselbe zum Theil in's Boot sich ergießen ließ.

„Du hast recht,“ erwiderte sie.

Das Mittagsmahl wurde auf einer kleinen Insel eingenommen. Oleandra hielt ihr Versprechen, sie war fröhlich und glücklich, als wäre es der erste Sommertag ihres Lebens.

Der Wind war stärker geworden.

„Jetzt werde ich steuern,“ sagte John.

„Kreuzen Sie ein wenig weiter hinaus,“ bat Oleandra, „damit ich das Meer sehe — nur einen Streifen davon!“

„Wie Sie wollen, Frau Andra.“

„Dann kommen wir nicht vor Nacht nach Hause; haben Sie die Güte, sogleich zu wenden!“ fiel Mauritz gebieterisch ein.

„Es ist mein Boot, ich bitte Sie, dies nicht zu vergessen. Hier habe nur ich zu befehlen — oder der, vor dem ich mich beuge.“

Schon flog das Boot dahin, weiter hinaus. Je mehr sie sich dem offenen Meere näherten, wurde der Seegang höher und gewaltiger.

„Wollen wir nicht reffen?“ fragte Petrus besorgt.

„Ja, um Gottes willen, so reffen Sie doch!“ rief Mauritz, froh, daß ein Anderer die geheimsten Gedanken seines Herzens ausgesprochen hatte.

„Wollen wir, Frau Andra?“

Sie schüttelte den Kopf, sie saß ja neben ihm, selig und geborgen.

„Was sollte ich fürchten?“ sprach sie. „Den Tod etwa? Ich wünschte nichts inniger, als auf dem Meere zu sterben, wo ich geboren wurde, als dort begraben zu werden — eingelullt von einem Gesang, der niemals verstummt, schlummernd in einem Grabe, das ewig kühl bleibt.“

„Sollten Sie jetzt sterben wollen, Andra?“ Seine Worte erreichten nur ihr Ohr.

„Ja — wenn wir allein im Boot wären.“

Das Meer lag vor ihnen, hie und da von den Schären verdeckt, zwischen denen die Wogen heranrollten, fast tauchten die Segel in's Wasser.

„Uff!“ rief Mauritz und taumelte in die Kabuse hinunter.

„Er hätte mit seinem Muth nicht zu prahlen brauchen,“ sagte Oleandra verächtlich, „dann hätte man noch Mitleid mit ihm haben können.“

Es ging heimwärts in fliegender Eile.

„Der Tag ist zu Ende und die Freude dazu,“ sagte Oleandra traurig.

„Es kommen andere Tage.“

„Keiner wie dieser.“

„Alles kommt, wenn man Geduld hat, sagten Sie diesen Morgen.“ Seine Stimme klang mild und weich.

„Es darf nicht kommen.“

Sie hatte sich ein Tuch umgehängt von diesem verborgen, schlang er den linken Arm um ihre Taille.

Sie ließ es für einen Augenblick geschehen, dann machte sie sich los.

„Ich erlaube es nicht,“ sagte sie, „nicht wo er dabei ist — es ist so erniedrigend.“

„Sie haben Recht wie immer — ich werde es nicht mehr thun.“

„Sie würden nicht Wort halten können, wenn wir uns nicht trennten. Ich sage Ihnen jetzt Lebewohl — Sie werden schon morgen reisen und die Nacht über hier im Boot bleiben.“

„Werde ich das?“ fragte er erstaunt, haben Sie das beschlossen?“

„Jawohl.“

„Ich habe der Tante nicht Adieu gesagt.“

„Ich werde Ihren Gruß bestellen.“

„Und meine Reisetasche?“

„Befindet sich im Gig. Ich habe an Alles gedacht, wie Sie sehen.“

„Also heute Morgen schon beschlossen!“

„Daher wagte ich es, glücklich zu sein!“

„Aber der Onkel hat mich eingeladen, zum Herbst wiederzukommen — darf ich?“

Sie holte tief Athem. „Nein, das dürfen Sie nicht — man thut nicht zum zweiten Mal im Leben, was ich jetzt thue. Kämen Sie wieder, würde ich nicht die Kraft dazu haben.“

Die Sonne ging zur Küste, der Wind legte sich und die Dämmerung brach ein. Das Boot glitt nur langsam vorwärts, aber doch viel zu schnell für die Beiden, die in wenig Augenblicken sich für's Leben trennen sollten. Ganz still saßen sie da. Petrus und die Bootsleute plauderten am Bug, der Patron besorgte sich heißes Wasser für seinen Grog und Mauritz schlief. Die Seekrankheit hatte ihn gleichgültig gegen Alles gemacht.

„Vor wenigen Tagen wußte ich nicht einmal, daß Sie existirten, und jetzt wird das ganze Leben ein langes ununterbrochenes Missen werden,“ sagte John leise. Die Brücke bei Kielen trat immer deutlicher hervor.

„Ich weiß nicht, wie ich es ertragen werde — ich traue mir nicht die Kraft zu, es zu können — hier hilft keine Körperstärke,“ erwiderte sie.

„Wollte Gott, ich wäre niemals hierher gekommen!“

„Sagen Sie das nicht, bitte!“

„Ich sage es mit Rücksicht auf Sie.“

„Ich möchte es nicht ungeschehen machen“.

Das Boot stieß an die Landungsbrücke.

„Herrliche Fahrt das! Teufelskerl, der John, wie er ein Boot zu führen versteht,“ sagte der Patron, sein geröthetes, joviales Gesicht aus dem Ruff herausstecken. „Wollen wir Mauritz den Streich spielen, ihn die Nacht über hier zu lassen?“ fügte er flüsternd hinzu; „es wäre ein Spaß, sein Gesicht zu sehen, wenn er erwachte.“

„Ich brauche selbst mein Boot, ich werde noch heute Nacht absegeln.“

„Unsinn, das meinst Du nicht.“

„So wahr ich lebe, ja! Weckt Herrn Stälsköld und macht Alles klar!“ rief er den Bootsleuten zu, die sich das nicht zweimal sagen ließen. Es lag etwas mehr als gewöhnlich Festes in der klangvollen, Befehle zu ertheilen gewohnten Stimme, das Gehorsam heischte.

Oleandra und er eilten zum Wagen.

„Hier ist Ihre Reisetasche,“ sagte sie und holte dieselbe aus dem Gig hervor; „weiter war doch nichts da?“

„Nein, weiter war nichts da,“ wiederholte er mechanisch. Es ging ihm durch den Sinn, wie fröhlich und hoffnungsvoll er mit der Tasche in der Hand angekommen war und wie schwer ihm jetzt das Scheiden wurde. „Weiter nichts“ — wenn sein ganzes Herz, jeder Gedanke, jede Hoffnung bei ihr blieb!

„Lebewohl!“

Sie standen Hand in Hand.

„Werden wir uns niemals wiedersehen?“

„Niemals, wenn ich es hindern kann.“ Ihre Lippen waren blaß, ihre Hände eiskalt und feucht.

Es war finster, Niemand konnte sie sehen, er beugte sich zu ihr herab, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken

„Nein, nein, nein!“ rief sie und riß sich los, „es darf nicht sein!“

Mauritz war schlaftrunken, ärgerlich und mißtrauisch. Der Abschied auf der Brücke war flüchtig und gezwungen.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanisches Humor.

In Süd-Minneapolis wohnte eine hübsche junge Wittwe mit ihrem fünfjährigen Töchterlein. Eines Abends kommt ein Herr auf Besuch und die Dame bemüht sich, ihm die glänzenden Fähigkeiten ihres Kindes zu zeigen. „Was ist das für ein Buchstabe, Eva?“ frägt sie das Kind. „Das ist ein A.“ — „Gut, was kommt nach A?“ — „Ein B.“ — „Und dann?“ — „C“, flüsterte die Kleine und nannte das ganze Alphabet bis gegen Ende, wo sie stecken blieb. Endlich wollte ihr auch der Herr helfen und frug ermuthigend: „Nun, meine Kleine, was kommt nach dem T?“ Die Kleine sah ihm gerade in die Augen und erwiderte freudig: „Ein Mann, um Mama zu sehen.“

Das folgende Zwiegespräch ereignete sich kürzlich zwischen zwei Farbigen auf der Straße: „Atlanta hat jetzt auch schon "Rapid Transit".— „Was meinen Sie, die "Dummy Cars"?“ — „No, ich meine nicht diese.“ — „Dann sprechen Sie von der elektrischen Bahn?“ — „No, auch die meine ich nicht.“ — „Nun, dann gebe ich auf, es zu errathen. Von was sprechen Sie?“ — „Ich rede von dem Patrolwagen, der bringt Sie in zehn Minuten so weit, daß Sie sechs Monate brauchen, um wieder zurückzukommen.“

Moderner Jüngling. „Vernachläßige Dein Studium nicht, Johnny,“ sagte die alte Tante; „wer weiß, Du kannst eines Tages noch Senator werden!“ —Johnny: „Was heißt Studium? Ich kann jetzt schon besser Ball spielen, als irgend ein Senator!“

Höchst einfach. Arthur: „Ich wollte, ich könnte mein Liebchen dazu bringen, „Ja“ zu sagen. Kannst Du mir vielleicht einen Rath geben?“ — Fred: „Gewiß, alter Junge! Wenn Du sie das nächste Mal siehst, so frage sie nur, ob sie „Icecream“ wolle!“

Immer aufrichtig. „Bin ich die Einzige, die Du jemals geliebt hast, Jack?“ — Jack: „Warum? Ja — gewiß — das heißt, Du bist die Einzige, die ich jemals so geliebt habe, wie ich Dich liebe, mein Herzchen!“

Er: „Siehe! Da